

Kommentar

Von
Eva
StanzlFrankenstein aus
Mäuse-Spermien

Forscher können Mäuse-Spermien aus Mäuse-Hodengewebe züchten – und haben erstmals damit gezeugte Nachkommen zur Welt gebracht. Sie erhoffen sich davon eine neue Behandlungsmethode von Unfruchtbarkeit beim Mann.

Skeptikern könnten solche Fortschritte Angst machen. Werden solche Nachkommen überlebensfähig sein? Was ist, wenn man das am Menschen macht und es gibt genetische Fehlverteilungen, die zu Krankheiten führen? Die Gefahr ist durchaus gegeben. Doch genau deswegen werden die Risiken nun – zunächst an Mäusen – getestet. Denn kaum ein Mediziner würde eine Methode, deren Zuverlässigkeit nicht wissenschaftlich belegt ist, wie Frankenstein ungezügelt an seinen Patienten ausprobieren. Außer er wäre wahnwitzig.

Wenn es künftig gelingen sollte, auch aus menschlichem Hodengewebe Samenzellen zu züchten, mit denen gesunde Kinder gezeugt werden könnten, wäre das eine Hoffnung für unfruchtbare Paare. Doch bis dahin ist es ein weiter Weg. Die Medizin müsste eine Generation von so geborenen Menschen abwarten, um zu wissen, dass alles in Ordnung ist. Und Testpersonen finden.

Wahrscheinlicher ist es, dass die Methodik neue Sichtweisen zum medizinischen Umgang mit Unfruchtbarkeit eröffnet. Denn die Forschung probiert alles aus. Was praktikabel ist, ist eine andere Frage. Und genau davon hängt es ab, ob eine Methode zum Einsatz kommt oder nicht. Seite 17

kommentar@wienerzeitung.at

Mit seinen Orchester-Soundbanken eroberte ein heimischer Unternehmer Übersee

Wiener Klang in Hollywood

Von Stephan Burianek

■ Virtuelles Orchester für Kunden wie Celine Dion und Filmmusik-Schreiber.
■ 1,5 Millionen Toneinheiten als Wiener Klang auf dem Computer.

Wien. Ein Büro, unweit des Inzersdorfer Friedhofs: Neben dem offenen Fenster, durch das Auto Geräusche dringen, stehen Preisstatuetten in einer Vitrine. Vor leuchtenden Bildschirmen arbeitet ein Sound Editor, während sich Herbert Tucmandl an die Anfänge seiner Vienna Symphonic Library (VSL) erinnert. „Es war ein Desaster.“ Jene Bank, die ihm kurz zuvor noch den ersten Preis für den besten Business Plan überreicht hatte, wollte ihm plötzlich keine Starthilfe geben.

Peinlich für sie: Heute ist der groß gewachsene Mann Weltmarktführer mit seiner Orchester-musik-Datenbank. Darunter versteht man Sammlungen von winzigen, digitalen Toneinheiten, sogenannten Samples, die am Computer zusammengesetzt, beliebige Orchesterpartituren zum Klingen bringen. Selbst Fachleuten soll es mitunter schwerfallen, den virtuellen Klang von physischen Orchesteraufnahmen zu unterscheiden. Weltweit gefeierte Kunden wie Celine Dion, Massive Attack oder Herbie Hancock steigerten in den Vorjahren das internationale Renommee von Tucmandls Unternehmen, das 2010 seinen zehnten Geburtstag feierte.

Die Aufbauarbeit war freilich hart. In einer eigens errichteten Halle in Ebreichsdorf nahm Tucmandl mit einem stetig wachsenden Team ein Sample nach dem anderen auf. Note für Note, Phrase für Phrase, Instrument für Instrument. Bis alle gängigen Orchesterinstrumente auf mehreren Festplatten gespeichert waren. Das Cello spielte Tucmandl, der höchste Anforderungen an die Musiker und ihre Instrumente



Mit Sound-Millimeterarbeit zum Geschäftserfolg: Herbert Tucmandl im Wiener Konzerthaus. Foto: vsl

stellte, übrigens selbst ein. Als ehemaliges Substitut bei den Wiener Philharmonikern war er dafür bestens geeignet. Um die Homogenität des Klangs gewährleisten zu können, durften die Instrumente während der Aufnahmeserien nicht gewechselt werden.

Ein Instrument,
40.000 Toneinheiten

Kein Wunder, dass Tucmandl Angst vor unfallbedingten Ausfällen hatte. Allein die Solovioline der VSL besteht aus knapp 40.000 Toneinheiten. „Es würde ja schon reichen, wenn sich ein Bläser einen Zahn ausschlägt.“ Insgesamt bietet Tucmandl heute rund 1,5 Millionen Toneinheiten an, die unter der Bezeichnung „Vienna Super Package“ für rund 10.000 Euro auf knapp 50 DVDs erhältlich sind. Natürlich werden für Hobbykomponisten auch reduzierte Pakete angeboten. Der Preis ist aber nicht immer ein Kriterium: „Es gibt genügend ‚Primärärzte‘, die sich teure Hobbys leis-

ten können. Für manche ist die VSL ein Prestigeobjekt – so wie der Steinway, den man sich ins Wohnzimmer stellt.“

Seine Geschäftsidee hatte Tucmandl, als er mit den finanziellen Beschränkungen in der österreichischen Filmmusik-Produktion konfrontiert war. Für Orchestereinspielungen reichte das Budget nicht, und die damaligen Samples stellten Tucmandl nicht zufrieden: „Es war, als ob man eine Violine zur Verfügung hatte, auf der drei Saiten fehlten.“ Heute greifen nicht nur heimische Filmkomponisten auf die VSL-Datenbank zurück, sondern auch große Hollywood-Studios. „Die Library hilft den Komponisten dabei, den Produzenten und Regisseuren im Vorfeld Material vorlegen zu können, das sehr nahe an dem ist, was das Orchester später liefern wird. Häufig fließen unsere Samples dann auch als Hybridmischungen in das Endprodukt ein.“

Stellt der Wiener Klang aus der Retorte eine Gefahr für kommen-

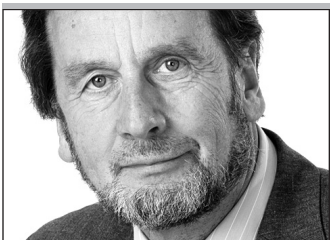
de Musikergenerationen dar? Tucmandl glaubt an das Gegenteil. „Kein Mensch wird je in ein Konzert gehen, um einem Computer zuzuhören.“ Und: Die Datenbanken helfen Komponisten, ihre Werke zu präsentieren, etwa bei Kompositionswettbewerben. Als schönstes Beispiel für die Bereicherung der Musikszene führt Tucmandl die Wiederentdeckung der Musik des vor den Nationalsozialisten geflohenen Hans Gál an, dessen Werke mithilfe der VSL wieder hörbar gemacht wurden.

Seltsam, aber: Tucmandl Firma – eines der innovativsten österreichischen Unternehmen der Vorjahre – ist hierzulande fast noch unbekannt. Vielleicht liegt es auch ein wenig daran, dass Tucmandl kein Selbstdarsteller ist. Er genießt den Erfolg im Stillen. Und leistet sich einen beruflichen Seitensprung: Für einen Film in der Regie von Karl Markovics komponiert er derzeit die Filmmusik. Natürlich mit Hilfe seiner Library. ■

RÜCKANTWORT VON ENGELBERT WASHIETL

Steinzeit, Eisenzeit, Milliardenzeit

700 Milliarden Euro stecken im Rettungsschirm für die Eurowährung. Der Homo Sapiens kommt gut damit aus und stellt sich dabei gar nichts vor.



■ Da die Evolution viele Generationen verbraucht, bis sie irgendeine Veränderung erreicht, kann der Einzelmensch schwer feststellen, was vor sich geht. Seit ein paar Jahren scheint aber eine Beschleunigung eingetreten zu sein.

Die Synapsen im Hirn verkraften regungslos die Nachricht, dass der EU-Währungsfond zur Absicherung des Euro auf 700 Milliarden aufgestockt wird. „Na und“, lautet auch eine alltägliche Reaktion auf die Meldung, dass eine Bank zwei Milliarden in den Sand gesetzt hat oder dass ein Berater zehn Millionen Euro kassieren kann, ohne genau zu wissen wofür. Lediglich im ak-

tuellen Fall des EU-Abgeordneten Ernst Strasser scheint die Summe von 100.000 Euro für dubiose Lobbytätigkeit zu gering, nämlich gerade noch fassbar zu sein, weshalb die Empörung entsprechend groß ist. Vielleicht ist 100.000 beziehungsweise die Sechsstelligkeit einer Zahl die kritische Grenze, oberhalb der sich die Aufregung nicht mehr lohnt.

Was unterhalb vorgeht, wird folgerichtig zur wahren Herausforderung, und ein Skandal ist die Strasser-Affäre sowieso. Aber auch ein paar Monate längere Pensionszeit dank der Hacklerregelung, die Zumutung einer Ministerin, dass Lehrer zehn Mi-

nuten länger in Klassenzimmern tätig sein sollten, oder die Frage, ob die Familienförderung zwölf- oder dreizehn Mal ausbezahlt wird: Das rührt ans Existenzielle und treibt die Zeitgenossen der Milliardenära an, sich für den Überlebenskampf zu rüsten.

Die saloppe Anpassungsfähigkeit an riesige Größenordnungen funktioniert hingegen nicht nur beim Geld. Selbst die furchtbare Erdbebenkatastrophe in Japan trägt zur Konditionierung für Unvorstellbares bei. Seit dem großen Erdbeben am 11. März hat es in Japan mindestens 60 Nachbeben gegeben, die aber hier in Europa dank unseiner Fixierung auf den ato-

maren GAU wie Randscheinung ignoriert werden. Und auch die Zahl von mindestens 20.000 Tsunami- und Bebenopfern dringt nur mühsam ins Bewusstsein.

Ist es Wirklichkeitsverweigerung? Wenn ja, bleibt dennoch die Frage offen, ob die menschliche Vorstellungskraft von der Realität abrückt oder im Gegenteil dabei ist, deren ganze und leider bedrohliche Dimension wenn schon nicht zu verstehen, so doch ahnen zu lassen. Darüber sind sich auch die Analytiker der Weltwirtschaftskrise bis heute nicht einig geworden.

Wir selber auch nicht. Seit die kalten und schnee-

reichen Winter zur raren Ausnahme wurden, machen die Wetternachrichten eine kuriose Metamorphose durch. Jedes kühle Lüftchen, das auch noch im März durch Wiens Gassen blasen kann, wird als „eisig“ apostrophiert. Fallen ein paar Schneeflocken, wird „Schneetreiben“ konstatiert, bei mehr Schneeflocken ein „Schneesturm“. Und genauso reden dann die Leute beim Gemüsestand. Beide Aussagen bilden zwar nur die zerebrale Substitution der Wahrnehmung durch Erinnerung, weil ein richtiger Winter eben eisig zu sein hat, sie lassen sich aber wenigstens

realisieren, indem Schneekanonen in alpiner Mittellage einen Winter vorspiegeln, den es nicht mehr gibt. Aber gegen das Ausbleiben der Wirtschaftskonjunktur gibt es keine technische Aufrüstung, weshalb wir uns in den großen Zahlen fast schon wieder geborgen fühlen. Deren Bedeutung kann sich sowieso niemand vorstellen. ■

Der Autor ist Sprecher der Initiative Qualität im Journalismus; zuvor Journalist bei „Wirtschaftsblatt“, „Presse“ und „Salzburger Nachrichten“.

Alle Beiträge dieser Rubrik unter: www.wienerzeitung.at/rueckantwort

rueckantwort@wienerzeitung.at